

Ka Hancock

TANZ
AUF
GLAS

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Katharina Volk

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Dancing On Broken Glas« bei Gallery Books,
a division of Simon & Schuster, New York.

Der Abdruck aus John Donnes Sonett »Tod, sei nicht stolz«
auf S. 410 erfolgt mit freundlicher Genehmigung
des Deutschen Taschenbuch Verlags: John Donne, Heilige Sonette.

In: »Im Reich der Poesie«.

Herausgegeben und übersetzt von Hans-Dieter Gelfert.

© der deutschen Übersetzung:

2008 Deutscher Taschenbuch Verlag, München

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de



© 2012 Ka Hancock

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2013 Knaur Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Gisela Klemt; lüra – Klemt & Mues GbR

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Gettyimages, Rekha Garton

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-65322-7

*Für Mark, der mit seiner Wahrscheinlichkeit von
1:64 000 000 ein Feuer in mir entfacht hat.
Ich liebe dich wie verrückt!*

PROLOG

Ich lernte den Tod auf einer Party kennen. Wir feierten den zwölften Geburtstag meiner Schwester Priscilla, und ich war fünf Jahre alt. Sie war nicht sonderlich furchteinflößend, die Todesfee, aber ich hatte ja auch schon viel über sie gehört, deshalb machte sie keinen erschreckenden Eindruck auf mich. Bis mir klarwurde, dass sie gekommen war, um meinen Vater zu holen.

Als kleines Mädchen hatten mein Vater und ich ein gemeinsames Morgenritual. Es begann mit dem Gluckern von Wasser in den rebellischen Rohren, die stöhnten und kreischten, wenn Dad den Wasserhahn aufdrehte. Ich wohne immer noch in dem Haus, in dem ich aufgewachsen bin, und es klingt heute ganz genauso. Aber damals bedeutete das Geräusch für mich, dass mein Vater wach war.

Ich weiß noch, wie ich dann die Treppe hinauftapste, mir den Schlaf aus den Augen rieb und mich den dunklen Flur entlang zur geschlossenen Badezimmertür vorantastete. Natürlich klopfte ich an, worauf mein Vater immer mit Singsangstimme rief: »Ist da meine Prinzessin Lulu?«

Das fand ich herrlich, denn es verlieh meinem richtigen Namen, Lucy, ein märchenhaftes Flair, und so etwas kann eine Fünfjährige mächtig beeindrucken. Er öffnete die Tür, und das Licht blendete mich. Dann bat er mich ins Badezimmer, unser Allerheiligstes – nur mein Dad und ich. Der Raum war klein. Die Badewanne nahm eine ganze Wand ein, und die Ablage über dem Waschbecken war so winzig, dass kaum seine Rasierutensilien und ein Stück Seife darauf Platz hatten. Mickey beklagt sich auch darüber, selbst heute noch. Ich kletterte auf den Toilettendeckel und schlug mein Buch auf. Das war nämlich der vorgebliche Grund, weshalb

ich jeden Morgen kam: um die Aussprache der Buchstaben zu üben.

Währenddessen bereitete mein Vater sich am Waschbecken aufs Rasieren vor, und wenn er sich das Gesicht gründlich eingeseift hatte, bückte er sich herab, um mich zu küssen. Damit brachte er mich Tag für Tag zum Kichern. Jetzt bin ich dreiunddreißig, und ich kann seine Rasiercreme heute noch riechen und mich hell lachen hören.

Mein Vater war ein massiger Mann. Sein Bauch hing beinahe im Waschbecken, und manchmal, wenn er sich vorbeugte, um etwas im Spiegel genauer zu inspizieren, klebte danach Seifenschaum an seinem nackten Bauch. Dann sagte er: »Sieh dir das an, Lu! Ich bin ganz weiß in der Mitte, genau wie ein Oreo-Keks.« Und noch ein Kuss und ein Kichern.

Wenn er fertig war mit Waschen und Kämmen und Gurgeln und Ausspucken, spritzte er sich Old Spice ins Gesicht und erfüllte das Bad mit diesem unvergesslichen Duft. Ich habe immer noch eine Schwäche für Old Spice, aber ich will nicht, dass Mickey es benutzt.

Ich erinnere mich an jede Einzelheit dieser Morgenstunden. Von den gelben Handtüchern auf dem Boden bis hin zu dem Waschbecken voll Seifenwasser, dem Radio, das leise im Hintergrund lief, und der frisch gebügelten Uniform, die innen an der Tür hing.

Der Ort, in dem wir wohnen, Brinley Township, kannte meinen Vater als Sergeant James Houston – Jim für den Rest der Welt und Jimmy für meine Mutter und seinen Partner Deloy Rosenberg. Ich sah so gern zu, wie sich mein verschlafener, nur halbbekleideter Vater mit dem wirr abstehenden Haar in Sergeant James Houston verwandelte! Wenn er in der blauen Uniform, die meine Mutter jeden Abend für ihn bügelte, das Badezimmer verließ, hielt ich ihn für unbesiegt. Für mich war es schlicht unvorstellbar, dass

irgendetwas ihn je verletzen könnte, von zwei winzig kleinen Kugeln ganz zu schweigen. Ich dachte, Sergeant James Houston aus Brinley Township sei gleichbedeutend mit »unzerstörbar«.

Doch eines Tages erklärte uns Mrs Delacruz, meine Kindergärtnerin, dass alle Lebewesen sterben. »Alle, ohne Ausnahme«, sagte sie, und das machte mir Sorgen. Ich muss meinen Vater wohl danach gefragt haben, ich erinnere mich nicht genau. Ich weiß nur noch, wie er eines Abends neben meinem Bett kniete und mit mir darüber sprach. Lily, vier Jahre älter als ich, lag in ihrem Bett daneben und tat so, als schliefe sie. Deshalb flüsterte er, als er folgende schreckliche Erklärung abgab: Mrs Delacruz hatte recht, alle Lebewesen starben tatsächlich irgendwann. Ich muss ziemlich entsetzt gewesen sein, denn er nahm meine Hand, küsste sie und rieb sein stoppeliges Kinn daran. Dann sagte er zu mir: »Lulu, du brauchst vor dem Tod keine Angst zu haben. Weißt du, es gibt Geheimnisse über den Tod, die nicht jeder kennt.« Ich erinnere mich, dass er sich noch näher zu mir beugte und fragte: »Willst du sie hören?«

»Geheimnisse?«, wiederholte ich. Das klang mir ein wenig weit hergeholt, aber mein Vater belog mich nie, also hörte ich aufmerksam zu.

»Lulu, drei Dinge über den Tod kann ich dir versprechen. Ich verspreche dir, dass der Tod nicht das Ende ist. Es fühlt sich vielleicht so an – deswegen weinen die Menschen –, aber das stimmt nicht. Und er tut nicht weh. Das ist nämlich noch ein Teil des Todes, vor dem die Menschen Angst haben, wenn sie nicht Bescheid wissen. Der Tod tut nicht weh. Und drittens, Lu – wenn du keine Angst vor dem Tod hast, kannst du nach ihm Ausschau halten und vorbereitet sein. Glaubst du mir?«

Sein Gesicht war so ernst, so verlässlich, dass ich nur nickte. »Wie sieht er denn aus?«

»Das weiß ich nicht genau, aber er muss hübsch sein.«

»Ist er nett?«

»Sehr nett, und sehr sanft.« Dann erklärte er meinem kleinen Verstand, der all das in sich aufzog, dass der Tod nicht dasselbe sei wie Sterben. Dass Sterben manchmal tatsächlich weh tue, aber ein Zauber dazugehöre, so dass man den Schmerz gleich wieder vergesse, als hätte es ihn nie gegeben. Darauf folgte eine längere Diskussion über all die abscheulichen Möglichkeiten, wie ein Mensch sterben kann, und wie schön es sei, dass man das Scheußliche wieder vergessen durfte. Ich muss recht skeptisch gewirkt haben, was seltsam ist, weil ich nicht daran zweifelte, was er mir erzählte. Jedenfalls sagte mein Dad: »Lulu, erinnerst du dich daran, wie du geboren wurdest?«

Ich weiß noch, dass ich ernsthaft überlegte und dann antwortete: »Nein.«

Er nickte. »Siehst du, genauso ist das mit dem Tod. Man vergisst es einfach.«

Ich staunte. Vater hatte recht. Er hatte immer recht. Ich kann mich nicht an alles erinnern, was mein Vater damals gesagt hat, aber ich erinnere mich genau daran, wie sich das Rätsel des Todes für mich an jenem Abend in seinem ehrlichen Blick auflöste. Ich vertraute ihm vollkommen, und seine Worte sind mir unvergesslich, wie in meiner erwachsenen Seele zu Stein geworden. Natürlich ist mir klar, dass sie nur ein Geschenk an meine Unschuld waren – Worte, die ein kleines Mädchen beruhigen sollten, weil es nicht schlafen konnte. Aber wer hätte gedacht, dass diese Ruhe, die er mir schenkte, mich sicher durch so viele Verluste führen und mich auffangen würde, als ich mich beinahe selbst verlor?

Natürlich hatte er recht: Der Tod holt jeden Menschen irgendwann. Aber wenn er nicht das Ende ist und nicht weh tut ... na ja, was gibt es da groß zu fürchten?

Das war jedenfalls die Denkweise meines fünfjährigen Selbst. Als der Tod auf Priscillas Geburtstagsparty erschien, war ich deshalb fasziniert, aber nicht erschrocken.

Die Party fand in unserem Garten statt. Auf dem Grill zischten Hamburger, Kühlboxen quollen über vor Bier und Saft, und Mom steckte Kerzen auf Priss' Kuchen. Abgesehen von der halben Junior Highschool waren auch viele Freunde meiner Eltern eingeladen. Jan und Harry Bates von nebenan versuchten ihren albernen Sohn davon abzuhalten, meine Schwester Lily mit seinem Frettchen zu jagen. (Die beiden waren neun Jahre alt, aber ich wusste schon damals, dass Lily eines Tages Ron Bates heiraten würde. Alle wussten das.) Dr. Barbee war da, die Withers, denen das Bestattungsinstitut ein paar Häuser weiter gehörte, und Dads Polizisten-Freunde – sogar der Bürgermeister war gekommen.

Ich verteilte gerade Pappeller auf dem Picknicktisch, als ich sie bemerkte. Ich wusste sofort, wer sie war, die Todesfee, und ihre Gegenwart erschien mir gar nicht bedrohlich oder falsch. Sie sah tatsächlich so aus, als sei sie ganz freundlich, obwohl ich mir da inzwischen nicht mehr so sicher bin. Wenn ich sie beschreiben sollte, könnte ich das nicht, denn wie beschreibt man das Gefühl, das von einer Erscheinung ausgeht? Heute denke ich, dass wohl eher eine Art urtümliches Wissen eine Gestalt annahm, die etwas in mir erkannte. Ich habe sie seither noch mehrmals gesehen, und für mich persönlich ist der Tod weiblich, doch das beruht eher auf Instinkt und auf meinem Eindruck als auf irgendetwas, das man als Beweis bezeichnen könnte. Dennoch würde ich sie überall erkennen.

Ihre Gegenwart machte mir überhaupt keine Angst. Im Gegenteil, ich erinnere mich, wie berauschend sich ihr Flüßtern anhörte, das den fröhlichen Lärm überlagerte, obwohl ich kein Wort davon verstand. Ich sah zu, wie sie zwischen unseren Gästen umherschwebte, so nebulös wie das Innere

einer Wolke. Einmal sah sie mich sogar an, sah mir direkt in die Augen. Wenn mein Vater mir nichts von ihr erzählt hätte, so hätte ich, glaube ich, trotzdem gewusst, wer sie war. In diesem Moment entstand eine unverbrüchliche Verbindung, die unmöglich zu leugnen war. Sie kannte mich ebenfalls. Sie lächelte mir zu – meinem fünfjährigen Selbst –, doch sie sah meine erwachsene Seele, und meine erwachsene Seele begriff: Sie würde auch mich holen kommen. Aber noch nicht an jenem Tag.

Nein, da kam sie wegen meines Vaters. Und er muss das auch gespürt haben, denn er begegnete meinem Blick vom anderen Ende des Gartens aus. Ich sehe sein Gesicht noch vor mir, das Wissen in seinen Augen. Sein Blick sagte mir, dass ich mich nicht zu fürchten brauchte – er fürchtete sich auch nicht.

Ich hielt ihn immer noch für viel zu groß, als dass er sterben könnte, für viel zu stark und mächtig, als dass ihn etwas verletzen und töten könnte. Aber zwei winzig kleine Kugeln taten genau das. Er starb am Tag nach Priscillas zwölftem Geburtstag, als er einen Landstreicher daran hindern wollte, Arnies Tankstelle zu überfallen.

Der Tod holte meine Mutter zwölf Jahre danach. Und dann gab es nur noch uns drei Mädchen, Lily, Priscilla und mich.

Dr. Barbee. Mittagessen mit Lily. Sachen von der Reinigung abholen. Mickey in der Klinik besuchen. Während ich frierend auf der Untersuchungsliege wartete, ging ich die Termine des Tages an den Fingern durch. Charlotte Barbee hatte gesagt, sie werde gleich zurück sein, aber das war schon mehrere Minuten her. Ich zählte wieder an den Fingern ab: Mittagessen. Reinigung. Mickey. Da war noch irgendetwas, aber ich konnte mich nicht daran erinnern. Genau genommen konnte ich einfach nicht über Mickey hinaus weiterdenken. Er war seit sechs Tagen dort – nachdem er natürlich schon tagelang vorher nicht wirklich Mickey gewesen war. Aber heute Morgen hatte er sich gut angehört, als sei er beinahe wieder da.

Charlotte kam hereingeeilt und entschuldigte sich sofort. »Diese verflixte Versicherung! Glauben wohl, ich hätte nichts anderes zu tun ...« Sie schnaubte und atmete dann tief durch. »Also, wo waren wir stehengeblieben, Lucy?«

Ich brauchte nur einen Augenblick, um mich wieder richtig hinzulegen und die Füße, genauso eiskalt wie alle anderen Körperteile, in die Metallbügel zu stellen. »Warum ist es hier so kalt, Charlotte? Das ist wirklich fies.«

Als sie nicht antwortete, hob ich den Kopf vom Kissen und sah ihr Gesicht zwischen meinen angewinkelten Knien hängen. Sie rückte dort unten ein Spekulum zurecht, um einen besseren Blick auf das zu haben, was meiner Meinung nach überhaupt niemand genauer betrachten sollte.

»Wie geht es Mickey diese Woche?«, fragte sie. Sie fuhr mit ihrer Untersuchung fort und ignorierte meine Bemerkung über die Temperatur im Raum.

»Besser als letzte Woche«, sagte ich und sog bei ihrer unangenehmen Berührung scharf die Luft ein.

»Ist er noch in der Klinik?«

»Ja. Aber wenn er sich weiter gut macht, kann er am Freitag nach Hause kommen. Also hoffe ich, dass er sich gut macht.«

Charlotte Barbee lächelte ihr wissendes Lächeln. »Wie lange seid ihr jetzt verheiratet?«

»Fast elf Jahre.«

»So lange? Kaum zu fassen. Wie die Zeit verfliegt ...«, sagte sie. »Ein paarmal tief einatmen, bitte.«

Die tiefen Atemzüge brachten mich zum Husten, und da fiel mir Nummer fünf ein: Hustenpastillen kaufen.

Ich war zu meiner alljährlichen Untersuchung dort, und Charlotte Barbee war außerordentlich gründlich. Sie wusste, wonach sie suchte, und falls sie es fand, würde ich es ihr auch diesmal sofort ansehen. Man hätte das Ganze für einen normalen Check-up halten können, doch die Wahrheit war etwas komplizierter. Ich wurde nach Hinweisen auf neue Tumore abgesucht. Die erste Krebsdiagnose war vor sieben Jahren gestellt worden, als ich sechszwanzig gewesen war. Danach gehörte ich nicht mehr zur medizinischen Gruppe »Gesunde erwachsene Frau«, sondern in die vorsichtiger zu beurteilende Kategorie jener, die eine Krebserkrankung überlebt haben. Zumindest so lange, bis ich fünf Jahre lang frei geblieben war. Ich schlafe deutlich ruhiger, seit ich mit meinen beiden Schwestern wieder zu den Gesunden zähle. Der gleiche Krebs, der meine Mutter und Großmutter umgebracht hat, bedroht auch Lily, Priscilla und mich. Und weil diese genetische Zeitbombe in uns tickt, sind wir alle sehr wachsam, vor allem Dr. Barbee, der wir uns anvertrauen.

Lily hatte sich erboten, mich heute zu begleiten, als moralische Unterstützung. Aber ehrlich gesagt sind diese Unter-

suchungen für meine Schwester fast noch unerträglicher als für mich, deshalb habe ich ihr großzügiges Angebot abgelehnt. Lily ist diejenige von uns, die sich immer die meisten Sorgen macht, und dass ich wieder krank werden könnte, ist der absolute Gipfel ihrer Ängste. Wenn es an ärztliche Untersuchungen geht, bereitet sie sich innerlich auf das Schlimmste vor und betet die ganze Zeit darum, endlich Charlottes magische Worte der Erlösung zu hören: Alles in Ordnung. Diese Verkündigung fühlt sich jedes Mal an, als hätte man im Lotto gewonnen. Doch so lange, bis Lily sie vernommen hat, ist sie fest davon überzeugt, dass entschlossene, engagierte Sorge ein gutes Ergebnis herbeiführen wird.

Ich selbst möchte einfach nur mehr Zeit bekommen. Fünf Jahre lang wurde mir das Leben in halbjährlichen Rationen zugeteilt, über die ich jedes Mal überglücklich war. Ich feierte sie, als hätte ich dem Schicksal ein Schnippchen geschlagen. Wenn ich heute nach einer Untersuchung als gesund gelte, werden mir größere Zeitabschnitte zugestanden. Dies ist meine zweite *jährliche* Untersuchung, und ich muss sagen, zwölf Monate sind schon eine Menge mehr als sechs. Trotzdem bleibt meine Routine unverändert: Ich erhalte die frohe Botschaft, danke Gott dafür und tanze weiter durch mein Leben – bis es Zeit wird, sich für den nächsten Termin zu wappnen und wieder einmal an die statistischen Werte zu denken, die nicht gut aussehen. Denn falls der Krebs wiederkommt, dann normalerweise umso schlimmer. Doch wenn mich die Angst beschleicht, was sie hin und wieder tut, verscheuche ich sie mit den Worten, die ich vor so langer Zeit von meinem Vater gehört habe.

Manchmal frage ich mich, ob er geahnt hat, wie sehr ich mir seine Weisheiten zu Herzen nehmen würde. Ihnen verdanke ich es, dass mir der Tod im Grunde keine Angst macht. Das Sterben jedoch gibt mir zu denken. Immerhin habe ich es schon einmal fast getan, und ich war darin nicht

gut. Den Kummer der Menschen zu sehen, die ich liebe, das Grauen in Mickeys Augen ... Ich danke Gott jeden Tag dafür, dass wir das hinter uns haben, denn inzwischen weiß ich: Ich bin viel besser darin, andere gehen zu lassen, als selbst losgelassen zu werden.

»Ich brauche noch eine Urinprobe, dann sind wir fertig«, sagte Charlotte und holte mich mit einem Ruck in die Gegenwart zurück.

»Also ist alles in Ordnung bei mir?«

Sie legte mir ihre starken, tüchtigen Hände auf die Schultern und sah mir fest in die Augen. »Wir schicken die ganzen Proben ins Labor, und die werden mich anrufen und mir sagen, dass alles in Ordnung ist.«

»Gut. Ich brauche mir also keine Sorgen zu machen, weil ich immer so müde bin?«

»Lucy, ich bin auch müde. Da bist du wirklich nicht die Einzige«, schalt sie.

»Was ist mit diesem leichten Kratzen im Hals?«

»Aufmachen.« Sie steckte mir einen Zungenspatel in den Mund. »Ich sehe da nichts Besorgniserregendes. Wie lange hustest du schon, hast du gesagt?«

»Ich weiß nicht, seit ein paar Tagen.«

»Ich lasse noch einen Abstrich auf Streptokokken untersuchen, nur zur Sicherheit.«

»Du bist eine wunderbare Ärztin.« Ich würgte, als sie das Wattestäbchen in meinen Rachen schob.

»Ich gebe mir Mühe.« Als sie fertig war, steckte sie das Stäbchen in ein kleines Plastikröhrchen und lächelte mir zu. »So, dann zieh dich mal an und geh über den Flur zu deiner Mammographie. Na los.«

»Juhu«, sagte ich sarkastisch. Meine kleinen Brüste zwischen zwei Plexiglasscheiben pressen und auf mikroskopisch kleine Veränderungen durchleuchten zu lassen, war für mich der schwerste Teil dieser Prozedur. Krebs beginnt

in einer einzigen Zelle, die ihre Nachbarzellen ebenfalls zur Rebellion anstachelt. Und dann zerstören sie das ganze Viertel. Wenn in einer Mammographie-Aufnahme Pünktchen zu erkennen sind, hat der Schaden schon begonnen. Charlotte hob mein Kinn mit dem Zeigefinger an und sah mir ins Gesicht, als hätte sie meine Gedanken gelesen.

»Lucy, ich melde mich bei dir, falls wir etwas besprechen müssen. Aber ich habe keinerlei Anlass zur Sorge, also wundere dich nicht, wenn ich dich nur auf ein Schwätzchen anrufe.«

Ich nickte. »Ja. Gut. Lass uns doch nächste Woche mal zusammen essen gehen.«

Auf der anderen Seite des Flurs zwang ich mich zum Smalltalk, während Aretha meine Brüste zurechtquetschte wie Brotteig. Sie war die einzige Mammographie-Assistentin in Brinley, daher kannte sie alle Brüste in unserem kleinen Ort wahrscheinlich besser als deren Besitzerinnen. Sie war eine große, pferdeähnliche Frau – sehr nüchtern –, und ich fragte mich auf einmal, was sie wohl dachte, wenn sie eine von uns außerhalb der Praxis im normalen Leben sah. Erkannte sie die Brust noch vor dem Gesicht?

Ich mochte Aretha. Ihr Sohn Bennion hatte bei mir Geschichte, und ich wusste, dass sie seine Hausaufgaben überwachte. Ich dachte daran, ihr dafür zu danken, doch wie gesagt, war sie sehr geschäftig. Ich war schon oft hier gewesen, und Aretha sagte eigentlich nie etwas, bis sie fertig war. Auch diesmal.

»So, Lucy, das war's. Freue mich immer, Sie zu sehen. Benny hat Ihr Unterricht sehr gefallen.«

»Er ist einer meiner besten Schüler. Sie können stolz auf ihn sein.«

»Das bin ich auch.«

Ich zog mich an und bürstete mir das Haar. Es ist ziemlich lang, und ich bürstete selbstvergessen vor mich hin,

während ich in den Spiegel starrte und nach *ibr* Ausschau hielt. Das mache ich jedes Mal, wenn ich zur Untersuchung gehe – es gehört zum Ritual. Ich suche nach irgendeinem Hinweis darauf, dass die Todesfee in einer Ecke lauert, plötzlich hinter mir im Spiegel erscheint oder ich sie nur aus den Augenwinkeln vorübergleiten sehe. Aber ich sah nichts, und das war ausgesprochen beruhigend – fast so gut wie Dr. Barbees magische Worte.

Als ich fertig war, ging ich zu Damian's, wo ich mit Lily zum Mittagessen verabredet war. Auf dem kurzen Weg fühlten sich die Sonne und die warme Brise in meinem Gesicht himmlisch an. Ich lebe sehr gern hier. Brinley, Connecticut, ist ein kleiner Ort, in dem man so ziemlich alles binnen einer Viertelstunde zu Fuß erreichen kann. Zwischen dem Bootshafen und dem Loop – der in Brinley den Marktplatz ersetzt – liegen gut drei Kilometer, und die Wohnviertel reichen zu beiden Seiten dieser Hauptachse auch nur etwa anderthalb Kilometer weit. Connecticut hat eine lange Geschichte und viele charmante Seiten, aber für mich vereint Brinley das Beste von allem: würdevolle alte Häuser und Alleen und die politischen Albernheiten, die so typisch für Kleinstädte sind – etwa eilig einberufene Versammlungen im Loop wegen dringender Themen wie Hundekot oder der Notwendigkeit einer Schlauchaufwickel-Verordnung.

An diesem Nachmittag waren viele Leute unterwegs, und niemand schien es besonders eilig zu haben. Aber vielleicht kam der Eindruck daher, dass ich es selbst nicht mehr besonders eilig hatte, da jetzt Sommerferien waren und ich alle 170 Klausuren fertigkorrigiert hatte.

Ich sah eine unserer Nachbarinnen, Diana Dunleavy, die ihre Enkelin Millicent zur Ballettstunde brachte. Das kleine, rundliche Mädchen im knallpinkfarbenen Tutu wirbelte in Pirouetten an Mosely's Market vorbei. Diana winkte mir zu.

»Ist sie nicht begabt? Hat sie alles von mir!«, rief sie mir über die Straße zu.

Ich lachte und beobachtete, wie die kreiselnde Millie mit Deloy Rosenberg zusammenstieß, der mit seinem Mittagessen aus dem Sandwich Shoppe kam. Er ließ seine Pappschale fallen, und eine Tüte fiel zu Boden, aber anscheinend blieb alles heil. Dennoch verbarg Millie ihr rotes Gesichtchen in den Falten von Dianas Rock, bis der Polizeichef von Brinley den Versuch aufgab, sie zu trösten, und mit seinem Mittagessen davonging. Jedes Mal, wenn ich Deloy in seiner Uniform sehe, denke ich an meinen Vater.

Ich entdeckte Lily und Jan auf der anderen Straßenseite und lief zu ihnen hinüber. Jan Bates, unsere Nachbarin, wurde eines Tages tatsächlich Lilys Schwiegermutter, genau wie ich es schon als Kind vorhergesagt hatte. Allerdings hatte ich damals nicht geahnt, dass sie auch für mich eine zweite Mutter werden sollte.

Oscar Levine nagelte gerade ein Schild an das Tor zu Brinleys winzigem Park, als er mich bemerkte. Der knochige kleine Mann ließ den Hammer sinken und rief: »Lucy, du kommst doch zum Shad-Grillen am Samstag, oder?«

»Natürlich kommt sie, Oscar«, antwortete Lily für mich.

Jan drückte mich an sich. »Sag einfach ja«, flüsterte sie mir ins Ohr.

»Würde ich um nichts in der Welt versäumen«, sagte ich. »Und Mickey ist bis dahin wieder zu Hause, also kommt er auch mit.«

»So ist's recht.«

Das Shad-Grillen ist ein Frühlingsritual im ganzen Connecticut River Valley, aber wir in Brinley machen eine richtig große Sache daraus. Unsere Hommage an diese eigentlich vom Aussterben bedrohte Heringsart besteht darin, die Fische an Eichenplanken zu nageln, diese rings um ein großes Feuer aufzustellen und uns dann mit gegrilltem Fisch

vollzustopfen, bis wir uns nicht mehr rühren können. Das ist nur eines der vielen Dinge, die mir am Leben in Brinley so gefallen.

»Also, ich muss jetzt kleinen Jungen beibringen, wie man Bäume malt«, erklärte Jan lachend. »Und ihr beide seid schön brav.« Jan gab uns einen Kuss auf die Wange, und wir sahen ihr nach.

Dann wandte sich meine Schwester mir zu, mit einem allzu breiten Lächeln, das ihre Sorge nicht verbergen konnte.

»Und, wie ist es gelaufen?«, fragte sie und hakte sich bei mir unter.

»Alles in Ordnung. Charlotte hat nichts Besorgniserregendes gefunden. Und Aretha hat gesagt, meine Titten sähen fantastisch aus.«

»Ja, das klingt ganz nach ihr.«

»Um ehrlich zu sein, hat sie gesagt, sie wären schöner als deine.«

Lily lachte. »Ha, jetzt weiß ich genau, dass du lügst.« Meine Schwester war wunderschön. Sie hatte kurzes blondes Haar, so helle Haut wie Mom, und im Sonnenlicht wirkte sie beinahe durchscheinend.

»Es ist also alles in Ordnung?«, fragte sie und wurde wieder ernst.

»Bestens«, versprach ich mit einem leichten Husten.

Sie lehnte den Kopf kurz an meinen, und ich spürte, wie sie vor Erleichterung schauderte. »Du lügst.«

»Wie bitte?«

»Ich weiß, dass sie dir das so schnell gar nicht sicher sagen kann.«

»Ja, aber Charlotte hat nichts gefunden, worüber sie sich Sorgen machen müsste, also mache ich mir auch keine.«

Lily sah mir mit bohrendem Blick in die Augen, als suchte sie darin nach einer verborgenen Wahrheit. Diesen Blick konnte ich schon unser ganzes Leben lang.

»Mir geht es gut, Lily. Das fühle ich.«

Sie nickte, entließ mich aber nicht aus diesem Blick. »Gut. Denn ... du weißt ja, ich weigere mich, dich zu Grabe zu tragen, Lucy.«

»Ich weiß«, sagte ich und drückte ihre Hand.

An der Ecke lud George Thompson, der einzige Florist im Ort, Kartons voller eingetopfter Frühlingsblumen in den Kofferraum eines Cadillacs. Er brummte uns einen vagen Gruß zu, während er die Ladung mit finsterner Miene und etwas wirrem grauem Haar zurechtrückte.

»Wie geht es Trilby, George?«, erkundigte sich Lily. »Fühlt sie sich schon besser?«

»Nein, und sie ist unleidlich wie eine nasse Henne. Irrendwie ist es offenbar meine Schuld, dass sie sich den Fuß gebrochen hat. Dabei bin ich weiß Gott nicht derjenige, der unbedingt zu dieser Dance-Fitness musste, verdammt noch mal. Hör auf zu lachen, Lucy!«, schimpfte er. »Das ist nicht lustig!«

Lily stupste mich mit dem Ellbogen an und sagte zu George: »Dann richte ihr bitte von mir aus, dass der antike Spiegel gekommen ist, den sie bestellt hat. Sie kann ihn jederzeit abholen, wenn es ihr bessergeht.«

George hielt inne und richtete sich auf. Er schien nichts von irgendeinem antiken Spiegel zu wissen, und der Moment drohte gerade peinlich zu werden, als Muriel Piper zu unserer Rettung erschien.

»Hallo, meine Süßen!«, krächzte sie. »Ist das nicht ein herrlicher Tag? Seht mal, was ich für eine Blumenorgie veranstalte.« Sie lachte kehlig. Muriel war eine wahre Matriarchin des Ortes, obwohl sie nie zugegeben hätte, dass sie auf die neunzig zugeht. Sie trug eine Jeans mit Bundfalten, einen Kaschmirpullover mit Kapuze und so schwere diamantene Ohrstecker, dass sie die Ohrläppchen langzogen – ein lässiges Outfit für die Gartenarbeit, kein Zweifel.

Muriel zog mich an sich und umarmte mich so fest, wie man es einer Frau in ihrem Alter nicht zugetraut hätte.

»Lucy, du bist zu dünn. Du musst mich besuchen kommen, damit ich dir etwas kochen kann. Nie sorgst du richtig für dich selbst, wenn es Mickey nicht gutgeht.«

»Er kommt am Freitag nach Hause. Und ich esse genug.«

»Erst am Freitag? Da versäumt er ja Celias Gedenkgottesdienst morgen.«

Ich nickte.

»Na, dann komm eben am Wochenende mit ihm vorbei, damit ich ihn ordentlich drücken kann. Ich liebe diesen Burschen.« Sie wandte sich Lily zu. »Und deinen erst! Könnte ein Mann noch besser aussehen? Ach, du meine Güte!«

»Ich richte ihm aus, dass du das gesagt hast, Muriel.«

»Wag es ja nicht! Das wäre mir furchtbar peinlich. Nun muss ich mich aber sputen. Diese Blumen werden sich kaum selbst einpflanzen.« Muriel winkte uns zu und fuhr mit einem Kofferraum voller Petunien und Gerbera davon.

Mein Handy klingelte in meiner Hosentasche, und ich klappte es auf. »Hallo, Priss.«

»Alles in Ordnung?«, fragte meine älteste Schwester ohne Umschweife.

»Charlotte hat gesagt, alles sähe gut aus. Sie wird sich melden, falls die Laborergebnisse etwas anderes behaupten.«

»Gut. Ich habe jetzt eine Besprechung, aber ruf mich später an. Das will ich genauer hören.« Und weg war sie.

Ich klappte das Handy zu und wechselte einen Blick mit Lily. »Kein Wunder, dass sie eine erfolgreiche Anwältin ist.«

»Sie will doch nur wissen, ob es dir gutgeht.« Lily zuckte mit den Schultern. »Also«, sagte sie dann, während wir das Restaurant betraten, »Mickey kommt am Freitag nach Hause? Weiß er von deinem Termin heute?«

Ich schüttelte den Kopf. »Er ist gerade erst wieder auf dem aufsteigenden Ast. Ich wollte es ihm später erzählen, wenn ich positive Neuigkeiten habe.«

»Du bist eine gute Frau, Lu. Mickey kann sich sehr glücklich schätzen.«

Ich tat ihr Kompliment mit einem Schulterzucken ab und dachte bei mir, dass es eigentlich umgekehrt war. Nach allem, was wir durchgemacht hatten, war ich sicher, dass ich Mickey Chandler jetzt noch mehr liebte als am Tag unserer Hochzeit.